

Wir zuliebe.

Roman von Eric Chenstein.

(B. Fortsetzung.)
„Mein Gott, nur das, was eben
sich Mädchen in ihrer Stellung mit-
machen muß! Aber da kommt sie ja
eben mit Doktor Sandbruch. ... Na,
wie geht's Mams? Das Kopfweh
beste!“

„Ganz gut, Mama!“ Und trotz
aller Dreuzur unfähig für den Mo-
ment, sich zu beherrschen, legte sie
leise, mit strobendem Blick ihre Kut-
te ansahend, hinzu: „Ich bin so
glücklich, Mama!“ ...

Frau Lauterbach suchte erschrocken
zusammen, Gertruds Wangen wurden
bleich. Nur die Hofrätin, die nie aus
der Hoffnung kam, sagte, Sentas Bar-
ten klopfend, anscheinend harmlos:
„Das ist hübsch! Junge Mädchen
sollen immer glücklich sein. Jetzt aber
unterhalte uns den guten Doktor
Sandbruch ein wenig. Ich fürchte, er
hat sich heute recht gelangweilt.“

„Mama ist noch immer nicht hier?“
fragte Senta.
„Nein. Weißt Gott, wo er so lange
bleibt!“

Direktor Körner, ein behäbiger
Häufelger mit farnelblonden Haaren
und nichtschönen Gesichtszügen,
blühte auf die Uhr.

„Donnerwetter! Schon drei Viertel
auf zehn! Ganz ungenügend, wo-
durch der Herr Hofrat so lange zu-
rückgehalten wird!“

Eine Viertelstunde später erschien
Lauterbach.
„Sein Gesicht trug noch die Spuren
innerer Erregung, als er sich mecha-
nisch auf einen neben Gertrud stehen-
den Stuhl niederließ.“

Senta war ganz in ein Gespräch
mit Sandbruch über Sportfasen ver-
strickt und schien gar nicht auf sein
Kommen zu achten.

„Wie's wohl unserer armen Frau
Santner gehen mag?“ sagte Lau-
terbach nach einer Weile zu Gertrud.
„Die Kernteil ist schrecklich aufgeregt
durch all die neuen Einführungen im
Krankenhause. Ich bin ordentlich froh,
dass sie nun im Sanatorium ist, wo's
viel stiller zugeht.“

„Und ich bin froh, dass gerade Sie
die Operation übernehmen! Sie wer-
ten so beruhigend auf all Ihre Pa-
tienten.“

„Was — die Sache ist ja sehr ein-
fach. Und für sich eine Operation, die
sich täglich vorfindet. Was die Ge-
sundheit komplizieren könnte, ist nur
die Erregtheit der Frau und ihr Ver-
halten nach der Operation. Aber
darüber kann ich ruhig sein, da Sie
sich entschlossen haben, mit der Kran-
ken ins Sanatorium überzuführen.“

Unter uns sagte — dem Hofrat kam
die Sache sehr gelegen. Es scheint,
dass er Sie schon lange dort haben
will!“

„Ich weiß es“, antwortete Gertrud
ruhig. „Aber ich bleibe nicht dort.
Soweit Frau Santner gehtillt ist, lehre
ich in die Klinik zurück.“

„Glücklich“ entfuhr es Lauterbach
unwillkürlich. Aber auf ihren erschrocken
Blick legte er sogleich, sich verbese-
hend, hinzu: „Schade sollte ich ei-
gentlich sagen. Denn ich werde Ihre
geschickten Hände im Sanatorium sehr
vermissen.“

Gertrud starrte ihn einen Augen-
blick schmerzlos an.
„Sie gehen also doch hin?“ sagte sie
langsam. „Sie wollen dort bleiben?“
Und etwas mit Verzögerung klang aus
ihrer Stimme.

„Sein Bild irte an ihr darüber zu
Senta, auf der er stehen blieb.
„Ja — ich bleibe dort ... Vorläufig
wenigstens.“

Draußen wurden hastige Schritte
hörbar. Die Tür öffnete sich, und
Westendorf trat ein, strahlend, wichtig,
sichtlich in allerbesten Laune.
„Alles erhob sich, um ihm entgegen-
zugehen.“

„Endlich!“ rief die Hofrätin.
„Endlich!“ sagte Frau Juchitz mit
einem vorurteilvollen Blick. „Man
könnte wirklich meinen, die Kuriererei
sei Ihnen lieber als —“

Westendorf kühlte ihr mit kühler
Galanterie die Hand. In diesem
Augenblick hatte er weder Zeit noch
Interesse für solche Frauen. ...

Tausendmalardon, meine Gna-
digste, aber im Moment ... Wo ist
denn Mama? Ah, gottlos noch hier!
Und Doktor Lauterbach, Fräulein
Gertrud — einen Augenblick, wenn
ich bitten darf. ... n Abend, Mams —
Hygie sei so gut und lasse mich in-
größen eine Tasse Tee besorgen. Du
entschuldigst, Liebste, aber das Ge-
schäft, — er verbesserte sich — die
Pflicht vor allem! Ah — er ließ sich
mit einer eleganten Bewegung auf den
nächsten Stuhl fallen. „Kinder,
wie bin ich müde von all dem Tele-
graphieren, Telephonieren, Anordnen!
Geheger als der arme Omnibus-
gaul!“

„Wißt du uns nicht erst einmal
sagen, was dich so sehr eine marode
brachte?“ fragte die Hofrätin, die
wachte, daß all dies nur „Introduktio-
nen“ war.“

„Jawohl! Natürlich! Also da be-
kamme ich vor zwei Stunden eine
Depeche vom Hofmarschallamt aus

Petersburg mit der Verständigung,
dass Großfürstin Lutetia morgen im
Sanatorium Körner eintrifft, um sich
die Rückenmandeln entfernen zu las-
sen. ... Na, was sagt Ihr dazu?
„Ein grandioser Fall!“ spottete
Frau Juchitz. „Aber egal — die
Sache trägt Kaufende ein!“

Westendorfs scharfe, graue Augen
hasteten sich, ohne auf die Bemerkung
zu achten, auf den Direktor, der sein
Sanatorium den Namen gab.
„Also, Körner — ne Sache, was?
Wo wird gerade die besten Zimmer
alle besetzt haben? Ich natürlich gleich
hin, um Platz zu schaffen. Kaffe alle
rauswerfen und anderswo unterbrin-
gen, so gut es eben geht.“

„Auch die Schwerkranke?“
„Frage! Ich soll wohl die Groß-
fürstin in die Mansarde einquartieren?
Nein, mein Lieber. Der ganze
erste Stock, von Nummer zehn bis
zwanzig, ist frei. Das hielt mich ja
so lange auf! Denn da kommt, wie
man mit Depechen, ein ganzes Ge-
folge mit: Gesellschaften, Vorle-
serin, Kammerjungfern usw. „Also
Platz! Ich frage dich nur: Welchen
Preis machen wir?“

„Er flüsterte ein paar Minuten leise
mit Körner und lachte dann laut auf.
„Natürlich! Blöde werden wir
doch nicht sein! Jetzt kommt die Rei-
he an Sie, Lauterbach. Ihnen lege
ich die hohe Frau besonders ans
Herz. Sie gehören jetzt zum Haus-
status im Sanatorium. Also: um
neun Uhr zur Bahn, die Großfürstin
erwarten!“

„Gardon, Herr Hofrat — aber um
zehn Uhr habe ich die Operation an
Frau Santner vorzunehmen!“
Westendorf sah ihn einen Augen-
blick starr an und zitterte dann lä-
chelnd den anderen zu.

„Jawohl! Sie — was? Ich rede
von der Großfürstin, und er kommt
mit mir der Heulerei von Gostweit-
in. Manchmal sind Sie wirklich ge-
lungen, Lauterbach! Die Santner,
Doktor Sandbruch, übernehmen Sie!“
Sandbruch blickte sich ärgerlich auf
die Lippen.

„Wird mir ein besonderes ... Ver-
gnügen sein!“
„Vergnügen“ ist wieder gut!
Sind auch ein kleiner Witzbold,
Sandbruch!“ lachte Westendorf geiz-
ig.

Lauterbach, der sich nur mühsam
beherrschte, suchte mit den Augen
Senta. Da war sie ja, die illustrierte
zu seinen Worten von vornhin!
Der gekündete Tempel, das goldene
Raß ... alle!
Aber Senta, die blaß und angst-
voll aussah, hielt den Blick beharrlich
gerichtet.

„Schämte sie sich für ihren Vater?
Wirklich. Lauterbach hoffte es.
Dann raffte er sich auf.
„Herr Hofrat vergessen, daß ich
noch nicht zum Hausstatus des Sa-
natoriums Körner gehöre. Doktor
Sandbruch ist berufener.“

„Schluß!“ schnitt Westendorf ihm
kategorisch das Wort ab. „Sie ge-
hören dazu von heute an. Weil ich
es so wünsche. Und Sie werden in
meiner Abwesenheit sich ausschließlich
der Behandlung der Großfürstin wid-
men.“

„In Lauterbachs dirigierten alle Ner-
ven.“
„Herr Hofrat — Rückenmandel-
Exstirpation ist keine Krankheit, die
Behandlung erfordert.“

„Bei Großfürstinnen ja — Sie
Schüler! Acht Tage Beobachtung,
dann Operation mit Karlose — ma-
che ich selbst natürlich! — drei Wo-
chen Erholung! Gibt im ganzen
einen Monat Behandlung.“

Lauterbach wollte etwas sagen. Da
trifft ihn ein Blick Sentas, deren Au-
gen beschwörend auf ihm ruhen. Und
es standen so deutlich die Worte
dortin, die er heute schon mehrmals
von ihren Lippen gehört: „Bitte,
bitte ... mir zuliebe!“

Er seufzte tief auf.
„Dann sagte er entschlossen: „Gut.
Ich werde mir alle Mühe geben, Sie,
Herr Hofrat, und die Großfürstin zu
friedenzustellen. Nur vom Empfang
bitte ich mich zu dispensieren. Frau
Santner hat mein Versprechen, daß
ich und kein anderer die Operation
vornehme. Sie willigte sofortigen
nur unter dieser Bedingung überhau-
pt ein.“

„Jetzt wurde Westendorf ernstlich
ungebuldig. Seine Stimme klang
plötzlich scharf und streng.
„Lieber Lauterbach, mit solchen
Leuten macht man doch keine solche
Geschichten. Gut, Sie haben's ver-
sprungen, wollen's ja auch tun, aber
ich — er sah den jungen Mann fest
an — Ihr ehemaliger Lehrer, dem
Sie doch einen Dank schuldig sind
... oder nicht? Na, schon gut.
Also ich brauche Sie eben anderweitig
nütziger. Das ist doch klar? Dagegen
gibt's doch nichts!“

Lauterbach war sehr blaß geworden.
Er hatte das dunkle Gefühl, daß in-
gegend etwas, das einst groß und ver-
ehrungswürdig vor ihm gestanden
war, plötzlich zusammenbrach und sich
in Staub auflöste. ...

„Lauterbach war sehr blaß geworden.
Er hatte das dunkle Gefühl, daß in-
gegend etwas, das einst groß und ver-
ehrungswürdig vor ihm gestanden
war, plötzlich zusammenbrach und sich
in Staub auflöste. ...

„Lauterbach war sehr blaß geworden.
Er hatte das dunkle Gefühl, daß in-
gegend etwas, das einst groß und ver-
ehrungswürdig vor ihm gestanden
war, plötzlich zusammenbrach und sich
in Staub auflöste. ...

„Lauterbach war sehr blaß geworden.
Er hatte das dunkle Gefühl, daß in-
gegend etwas, das einst groß und ver-
ehrungswürdig vor ihm gestanden
war, plötzlich zusammenbrach und sich
in Staub auflöste. ...

„Lauterbach war sehr blaß geworden.
Er hatte das dunkle Gefühl, daß in-
gegend etwas, das einst groß und ver-
ehrungswürdig vor ihm gestanden
war, plötzlich zusammenbrach und sich
in Staub auflöste. ...

„Lauterbach war sehr blaß geworden.
Er hatte das dunkle Gefühl, daß in-
gegend etwas, das einst groß und ver-
ehrungswürdig vor ihm gestanden
war, plötzlich zusammenbrach und sich
in Staub auflöste. ...

„Lauterbach war sehr blaß geworden.
Er hatte das dunkle Gefühl, daß in-
gegend etwas, das einst groß und ver-
ehrungswürdig vor ihm gestanden
war, plötzlich zusammenbrach und sich
in Staub auflöste. ...

„Lauterbach war sehr blaß geworden.
Er hatte das dunkle Gefühl, daß in-
gegend etwas, das einst groß und ver-
ehrungswürdig vor ihm gestanden
war, plötzlich zusammenbrach und sich
in Staub auflöste. ...

Kast verbeugte er sich.
„Sie haben recht, Herr Hofrat.
Dankbarkeit — dagegen gibt es
nichts.“ ...

„Zerlos stiegen die Worte von sei-
nen Lippen. Im selben Augenblick
schmeigete sich von räudwärts eine
Hand verlohnen in die seine, und
eine weiche Stimme flüsterte: „Dan!
Es ist ja nur der ... Weg!“

Aber seine Finger blieben steif und
leiblos. Er fühlte die weiche, heiße
Hand kaum. Nichts in der Welt
hätte ihn dazu bringen können, jetzt
ihren Druck zu erwidern.
Westendorf hatte inzwischen Mar-
berg erblickt, der verlegen beiseite
stand.

„Ah — unser Jüngster von der
Klinik! Willkommen, Marberg! Ge-
hen Sie amüsiert heute, hoffentlich.
Schöne Frauen, berühmte Kollegen,
Künstler — na ja, das ist anders als
in Dingda — wie heißt doch das
Nest, aus dem Sie kamen?“

„Otmüly, Herr Hofrat.“
„Richtig, Otmüly! Übrigens, was
ich noch sagen wollte, lieber Marberg:
Nun heißt's tüchtig anziehen auf der
Klinik, da Lauterbach abgeht und noch
sein Urlaub für ihn da ist. Na, ich
weiß ja — Sie werden's nicht schen-
ken lassen. Ich bin nicht unbedarft.
Wer tüchtig arbeitet, dem helf' ich
gern weiter — haben's soeben an
Lauterbach gesehen. Der wird jetzt
Karriere machen. Brotseldt kenne ich
nicht. Da sind Kollegen, von denen
man das nicht sagen könnte, die tei-
nen neben sich aufkommen lassen wol-
len. Ich bin anders. Leben und
leben lassen! Freilich arbeiten muß
man ... arbeiten ... Sie sehen ja,
wie ich mich schäme. ... Danke, liebe
Otmüly.“

„Er nahm die Zeitsache, die seine
Frau ihm reichlich, und lehnte sich
bequämlich zurück.
Frau Lauterbach stieß heimlich ih-
ren Sohn an.
„Du — Ernst — ich möchte end-
lich dort ... Wollen wir nicht?“
Er fuhr auf und starrte verhört in
ihre ängstlich auf ihn gerichteten Ge-
sicht.

„Ja — fort — fort — wir wollen
fort, Mutter!“
Es war das Signal zum allgemei-
nen Aufbruch. Frau Kraus erklärte
tief, sie habe morgen früh Probe, es
sei höchste Zeit zu gehen. Die anderen
folgten ihr und verabschiedeten sich
trüb.

Im letzten Augenblick drängte sich
Westendorf noch an Gertrud heran.
„Sie bleiben natürlich jetzt auch im
Sanatorium. Ich brauche dort meine
besten Kräfte. Fallsich — für die
Großfürstin würde ich gar keine bes-
sere Pflegerin. Sie sind gebildet,
sprechen Französisch wie Wasser“ ...

Gertrud sah ihn groß und kühl an.
„Es tut mir leid, aber wenn Frau
Santner gehtillt ist, besteh' ich darauf,
an die Klinik zurückzugehen.“

„Eigenfinitig! Auch wenn ich —
ich selbst Sie — bitte, zu bleiben!“
„Auch dann!“

„Lieber Kind, begreifen Sie doch:
man meint es gut mit Ihnen! Die
Gelegenheit ist günstig, die Großfür-
stin wird nicht gegen mich auszuwei-
chen, und übrigens wissen Sie, daß
ich dem Sanatorium längst eine weis-
liche Überleitung neben Körner geben
will.“

„Ah — ich soll auch Karriere ma-
chen!“ lachte Gertrud bitter auf. „Wie
... Doktor Lauterbach!“

„Ja; Lauterbach, weiß Senta es
wirklich, Sie — weil ich es will!
Ich kann die Tochter eines einfluss-
reichen Freundes nicht in dieser armseligen
Stellung weiterleben sehen. Und seien
wir nur ehrlich, Gertrud, in unserer
Zeit — mag einer noch so tüchtig
sein, wie er will, soll er nach oben
kommen, braucht er jemanden, der ihm
dabei hilft!“

Gertrud sah starr vor sich hin.
„Ich will nicht nach oben kommen.
Ich nicht! Mir genügt meine Stel-
lung.“

„Und wenn ich Sie Ihnen entziehe?“
„Sie haben das Recht, mich zu ent-
lassen. Man wird mich anderswo
brauchen können. Im Rudolfshaus
nimmt man mich jederzeit wieder
auf.“

„Aber bedenken Sie — in einer an-
deren Stellung — z. B. im Sanato-
rium könnten Sie Ihre Schwester zu
sich nehmen!“

„Er sah sie lauernd an. Gertrud
erlebte. Einen Augenblick leuchtete
es in ihren Augen auf, dann nahmen sie
wieder den Ausdruck harter Entschlos-
senheit an.“

„Nein — auch dann nicht. Um die-
sen Preis nicht. Mein Platz im
Leben ist da, wo man mich braucht,
nicht, wo ich mich besser gefühl. Das ist
— mein Ideal, Herr Hofrat, mein
einziges, dem ich lebenslanglich erge-
ben bin und von dem ich nicht lasse.
Diesem Ideal komme ich auf der Klinik
am nächsten.“

„Er stampfte zornig mit dem Fuß
auf.
„Tropf!“ Dann setzte er — sich
beherzchend — hinzu: „Aber — ich
warte. Sie werden sich hoffentlich be-
sinnen und mir eines Tages einen
anderen Bescheid geben.“

„Gertrud wandte sich ab.
„Immer denselben wie heute!“
(Fortsetzung folgt.)

„Gertrud wandte sich ab.
„Immer denselben wie heute!“
(Fortsetzung folgt.)

„Gertrud wandte sich ab.
„Immer denselben wie heute!“
(Fortsetzung folgt.)

„Gertrud wandte sich ab.
„Immer denselben wie heute!“
(Fortsetzung folgt.)

Der Wanderschirm.

Stotzete von J. G. Roden d. A.
Zwischen den Dörfern, den benen-
nenen Länden, den Bogen, den Frie-
sen, den Vikarien, den Revolvoren, den
Schwielern, den Krummhütten, den
Reitgeräten, den Wesschen, die die
Wände unseres Ozeanbeckens schmü-
cken, hing ein gewaltiger Regenschirm,
dessen dicke Slangen einem Ansohen-
gestoff glichen, und der mit einem
Gerüst, so dick wie Leder, bespannt
war. Da seine friebliche Gegenwart
wenig mit den kriegerischen Verätten
harmonierte, fragte Sander:
„Woher stammt eigentlich dieses
sonderbare Ding, und was hat es
zwischen den Produkten, die Licht und
Weißheit der Menschen erlangen, zu
schaffen?“

Lieber das Gesicht unseres Wirtes
Maurice Monayre glitt ein geheimnis-
volles, fast ärtliches Lächeln, als er
erwiderte:
„Ich habe ihm vom alten Hincinthe
Desambanc geerbt, er symbolisiert
für mich das Glück, das Geld und
die Liebe.“ ... Er gleicht einem
Jettisch, liebe Freunde: alle diese Wess-
chen, ja, alle meine Möbel, mit denen
ich auch durch alle Erinnerungen der
Welt verknüpft bin, würde ich für diese
Muscheligen, über ihren schmerzigen
Wärtinnen spähen die Augen flackernd
umher, und die schließlichen
Wüste erregten mein Mittrauen. Ich
wendete mein Mantel und machte
mich zur Flucht bereit. Aber einer
der Wärtinnen, ein überaus schlan-
der, gelblicher Kerl, brüllte mir zu:
„Wir haben sieben Büchsen ...
und die müssen wir sein zu gebrauchen
... Steh still oder wir schießen
Sich nieder wie einen Hund!“

„Ich blieb einen Augenblick stehen,
um nachzudenken und mir die Situa-
tion klar zu machen, dann fragte
ich:
„Und weshalb soll ich stehen blei-
ben?“

Die Männer lachten roh, frech und
höhnisch:
„Du bist ein Witzbold!“ erwiderte
derjenige, der schon gesprochen hatte:
„Wir sind sieben und Du bist allein.
Dein Geld wollen wir, Deinen Mantel
und überhaupt alles, was Du bis
hierher gebracht hast ... Mehr ver-
langen wir nicht ...“

„Ich kann nicht wie ein Wilder
reisen!“ antwortete ich. „Wollt Ihr
drei Viertel meines Geldes?“
„Es war nicht unbestimmt, daß man-
che dieser Wärtinnen eine gewisse Art
Ehrlichkeit besaßen. Nachdem sie
mein Anerbieten an, brauchte ich
die Summe nur hinzuwerfen: sie
würden mich meines Weges ziehen
lassen. Sie nahmen aber meinen
Vorschlag nicht an. Ihr Lachen klang
noch frecher und fardonischer.“

„Du kannst Deine Haut, Dein
Geld, Deine Hosen, Deine Siefel
und das Unterteil von Regenschirm be-
halten. Das ist sehr großmütig von
uns.“

„Ich zog mich unter, Mofes“, und
wir gingen zusammen die gepflasterte
Gasse entlang. Außer einigen
kleinen Spritzflecken kam ich hell bei
dem Regenschirm davon, und der alte
Desambanc war sehr stolz darauf.
Seitdem begegnete er meinem Vater
nie mehr, ohne eine Anspielung auf
„Mofes“ zu machen, und sah er mich,
freute er sich so sehr, als ob er mir
das Leben gerettet hätte.“

Das war der Beginn meines Glückes.
Wir waren arm und Desambanc
wurde mir wohlhabend. Der merkwür-
dige, misstrauische Junggehilfe
hatte keinen Freund. Der Regens-
schirm öffnete mir das Haus des al-
ten Mannes. Er verordnete mich mit
gebörtem Ost, Eingemachtem, Bon-
bons und Kuchen; ich holte mir zu
Weihnachten meine Geschenke, und
der Alte, der sich an meine Befunde
gewöhnte, sagte nach und nach eine
Zuneigung zu mir. Er wollte, daß
ich die Schule weiter besuche, und
unter Stöhnen — denn er war frid-
rig — schied er mir jede Woche Geld
für meinen Unterricht. Und je mehr
Opfer er mir brachte, desto leichter
wurden sie ihm, und es war auch er-
kärlich, daß er mich immer lieber
gewann. Er ließ mich das Polytech-
nikum in der Stadt besuchen, und
ich verließ es nach glänzend bestan-
den Examens.

Als ich mit meinen Diplomen
heimkehrte, hustete sich der alte Des-
ambanc die Seele aus dem Leibe.
Er wachte, daß es schlecht um ihn
stand, aber da er von Bauern ab-
stammte, war er ergeben wie die
Tiere. Lieber meine Ankunft freute
er sich ebenso sehr, als ob ihm das
Leben von neuem geschenkt worden
wäre. Er nahm mich in seine stett-
ähnliche Arme, drückte mich an seine
hohe Brust und murmelte:
„Alles hast Du mit dich zu ver-
danken ... Du kannst wohl sagen,
daß ich gut gegen dich gewesen
bin ... besonders da ich mein ar-
mes Geld so gern hatte, aber dich
hatte ich noch lieber. Also ich gehe
zufrieden ab. Bewahre mir da links
ein Wärtchen, dann sei nett zu Mofes,
verleihe ihm nicht und verkaufe ihm
weder für Silber noch Gold ...“

Zwei Tage schleppte er sich noch
hin, verschwand dann ohne Groll und
Wille mit seinem kleinen Vermögen
„Mofes“.

„Ich hatte den Wanderrtrieb in mir.
Anhalt einen Posten in der Heimat
zu erstreben, zog ich sieben Jahre
durch die Welt. Ich verdiente mir
unterwegs meinen Lebensunterhalt,
das Geld, das ich von dem alten
Hincinthe geerbt hatte, blieb unan-
getastet. „Mofes“, den ich in einen

hübschen Lederbezug gesteckt hatte,
begleitete mich nach Afrika, Australien,
Nord- und Südamerika. In den
Städten nahm mein wetterseher Ge-
sicht einen großen Platz in den
Schrägen ein; in den Wäldern und
Feldern bedeckte ich mich feiner bei
schweren Gelegenheiten, aber ich be-
mühte ihm nur selten, denn ich wollte
sein Gesicht und den Bezug schonen.
Wenn es nötig war, leitete er mir
treue Dienste, und am 28. Mai 1893
rettete er mich durch Sierra Nevada
und war auf der Suche nach einer
Silber- oder Kupfermine.

Am 28. Mai ritt ich morgens auf
meinem Maultier durch eine aben-
teuerliche Hochebene. Die Landschaft
war so unglaublich wüst, wie man
sich die toten Länder auf dem Mond
vorstellt — rote Sandebenen, Basalt-
felsen, bizarre Gebilde aus Granit,
schroffe Felsen aus purpurnem Por-
phyre, weitem Quarz, Spalten, un-
ter denen man die Gesäßer in einem
Abgrund dahinstreifen hörte. Ich
war schon mehrere Stunden gegangen,
als hinter einem Vorsprung ein
Mann hervorsprang, dem schnell noch
sechs andere folgten, die geheimnis-
voll aus der Erde aufzutreten schie-
nen oder zwischen den Klüften her-
vorsprangen. Sie trugen Leder- oder
schmürzige Tuchhänge, über ihren
schmerzigen Wärtinnen spähen die Augen
flackernd umher, und die schließlichen
Wüste erregten mein Mittrauen. Ich
wendete mein Mantel und machte
mich zur Flucht bereit. Aber einer
der Wärtinnen, ein überaus schlan-
der, gelblicher Kerl, brüllte mir zu:
„Wir haben sieben Büchsen ...
und die müssen wir sein zu gebrauchen
... Steh still oder wir schießen
Sich nieder wie einen Hund!“

„Ich blieb einen Augenblick stehen,
um nachzudenken und mir die Situa-
tion klar zu machen, dann fragte
ich:
„Und weshalb soll ich stehen blei-
ben?“

Die Männer lachten roh, frech und
höhnisch:
„Du bist ein Witzbold!“ erwiderte
derjenige, der schon gesprochen hatte:
„Wir sind sieben und Du bist allein.
Dein Geld wollen wir, Deinen Mantel
und überhaupt alles, was Du bis
hierher gebracht hast ... Mehr ver-
langen wir nicht ...“

„Ich kann nicht wie ein Wilder
reisen!“ antwortete ich. „Wollt Ihr
drei Viertel meines Geldes?“
„Es war nicht unbestimmt, daß man-
che dieser Wärtinnen eine gewisse Art
Ehrlichkeit besaßen. Nachdem sie
mein Anerbieten an, brauchte ich
die Summe nur hinzuwerfen: sie
würden mich meines Weges ziehen
lassen. Sie nahmen aber meinen
Vorschlag nicht an. Ihr Lachen klang
noch frecher und fardonischer.“

„Du kannst Deine Haut, Dein
Geld, Deine Hosen, Deine Siefel
und das Unterteil von Regenschirm be-
halten. Das ist sehr großmütig von
uns.“

„Ich zog mich unter, Mofes“, und
wir gingen zusammen die gepflasterte
Gasse entlang. Außer einigen
kleinen Spritzflecken kam ich hell bei
dem Regenschirm davon, und der alte
Desambanc war sehr stolz darauf.
Seitdem begegnete er meinem Vater
nie mehr, ohne eine Anspielung auf
„Mofes“ zu machen, und sah er mich,
freute er sich so sehr, als ob er mir
das Leben gerettet hätte.“

Das war der Beginn meines Glückes.
Wir waren arm und Desambanc
wurde mir wohlhabend. Der merkwür-
dige, misstrauische Junggehilfe
hatte keinen Freund. Der Regens-
schirm öffnete mir das Haus des al-
ten Mannes. Er verordnete mich mit
gebörtem Ost, Eingemachtem, Bon-
bons und Kuchen; ich holte mir zu
Weihnachten meine Geschenke, und
der Alte, der sich an meine Befunde
gewöhnte, sagte nach und nach eine
Zuneigung zu mir. Er wollte, daß
ich die Schule weiter besuche, und
unter Stöhnen — denn er war frid-
rig — schied er mir jede Woche Geld
für meinen Unterricht. Und je mehr
Opfer er mir brachte, desto leichter
wurden sie ihm, und es war auch er-
kärlich, daß er mich immer lieber
gewann. Er ließ mich das Polytech-
nikum in der Stadt besuchen, und
ich verließ es nach glänzend bestan-
den Examens.

Als ich mit meinen Diplomen
heimkehrte, hustete sich der alte Des-
ambanc die Seele aus dem Leibe.
Er wachte, daß es schlecht um ihn
stand, aber da er von Bauern ab-
stammte, war er ergeben wie die
Tiere. Lieber meine Ankunft freute
er sich ebenso sehr, als ob ihm das
Leben von neuem geschenkt worden
wäre. Er nahm mich in seine stett-
ähnliche Arme, drückte mich an seine
hohe Brust und murmelte:
„Alles hast Du mit dich zu ver-
danken ... Du kannst wohl sagen,
daß ich gut gegen dich gewesen
bin ... besonders da ich mein ar-
mes Geld so gern hatte, aber dich
hatte ich noch lieber. Also ich gehe
zufrieden ab. Bewahre mir da links
ein Wärtchen, dann sei nett zu Mofes,
verleihe ihm nicht und verkaufe ihm
weder für Silber noch Gold ...“

Zwei Tage schleppte er sich noch
hin, verschwand dann ohne Groll und
Wille mit seinem kleinen Vermögen
„Mofes“.

„Ich hatte den Wanderrtrieb in mir.
Anhalt einen Posten in der Heimat
zu erstreben, zog ich sieben Jahre
durch die Welt. Ich verdiente mir
unterwegs meinen Lebensunterhalt,
das Geld, das ich von dem alten
Hincinthe geerbt hatte, blieb unan-
getastet. „Mofes“, den ich in einen

hübschen Lederbezug gesteckt hatte,
begleitete mich nach Afrika, Australien,
Nord- und Südamerika. In den
Städten nahm mein wetterseher Ge-
sicht einen großen Platz in den
Schrägen ein; in den Wäldern und
Feldern bedeckte ich mich feiner bei
schweren Gelegenheiten, aber ich be-
mühte ihm nur selten, denn ich wollte
sein Gesicht und den Bezug schonen.
Wenn es nötig war, leitete er mir
treue Dienste, und am 28. Mai 1893
rettete er mich durch Sierra Nevada
und war auf der Suche nach einer
Silber- oder Kupfermine.

Am 28. Mai ritt ich morgens auf
meinem Maultier durch eine aben-
teuerliche Hochebene. Die Landschaft
war so unglaublich wüst, wie man
sich die toten Länder auf dem Mond
vorstellt — rote Sandebenen, Basalt-
felsen, bizarre Gebilde aus Granit,
schroffe Felsen aus purpurnem Por-
phyre, weitem Quarz, Spalten, un-
ter denen man die Gesäßer in einem
Abgrund dahinstreifen hörte. Ich
war schon mehrere Stunden gegangen,
als hinter einem Vorsprung ein
Mann hervorsprang, dem schnell noch
sechs andere folgten, die geheimnis-
voll aus der Erde aufzutreten schie-
nen oder zwischen den Klüften her-
vorsprangen. Sie trugen Leder- oder
schmürzige Tuchhänge, über ihren
schmerzigen Wärtinnen spähen die Augen
flackernd umher, und die schließlichen
Wüste erregten mein Mittrauen. Ich
wendete mein Mantel und machte
mich zur Flucht bereit. Aber einer
der Wärtinnen, ein überaus schlan-
der, gelblicher Kerl, brüllte mir zu:
„Wir haben sieben Büchsen ...
und die müssen wir sein zu gebrauchen
... Steh still oder wir schießen
Sich nieder wie einen Hund!“

„Ich blieb einen Augenblick stehen,
um nachzudenken und mir die Situa-
tion klar zu machen, dann fragte
ich:
„Und weshalb soll ich stehen blei-
ben?“

Die Männer lachten roh, frech und
höhnisch:
„Du bist ein Witzbold!“ erwiderte
derjenige, der schon gesprochen hatte:
„Wir sind sieben und Du bist allein.
Dein Geld wollen wir, Deinen Mantel
und überhaupt alles, was Du bis
hierher gebracht hast ... Mehr ver-
langen wir nicht ...“

„Ich kann nicht wie ein Wilder
reisen!“ antwortete ich. „Wollt Ihr
drei Viertel meines Geldes?“
„Es war nicht unbestimmt, daß man-
che dieser Wärtinnen eine gewisse Art
Ehrlichkeit besaßen. Nachdem sie
mein Anerbieten an, brauchte ich
die Summe nur hinzuwerfen: sie
würden mich meines Weges ziehen
lassen. Sie nahmen aber meinen
Vorschlag nicht an. Ihr Lachen klang
noch frecher und fardonischer.“

„Du kannst Deine Haut, Dein
Geld, Deine Hosen, Deine Siefel
und das Unterteil von Regenschirm be-
halten. Das ist sehr großmütig von
uns.“

„Ich zog mich unter, Mofes“, und
wir gingen zusammen die gepflasterte
Gasse entlang. Außer einigen
kleinen Spritzflecken kam ich hell bei
dem Regenschirm davon, und der alte
Desambanc war sehr stolz darauf.
Seitdem begegnete er meinem Vater
nie mehr, ohne eine Anspielung auf
„Mofes“ zu machen, und sah er mich,
fre